

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 61. Bydgoszcz/ Bromberg, 16. März 1938

Die Nacht von Havanna.

Ein Fünf-Autoren-Roman von
Horst Biernath, Hugo M. Kritz, Roland Marwitz,
Hans Rabl, Wilhelm Scheider.

(14. Fortsetzung.)

Die „Queen of Havana", die weiß gestrichen, elegant und harmlos wie irgendeiner der zahllosen Vergnügungsdampfer aus aller Welt den schmalen und langgestreckten Einfahrtsfund passiert hatte, schien mit dem Augenblick, in dem das Schiff anlegte und die Laufstege freigegeben wurden, eine Tarnung von sich zu werfen, unter der ein gefährliches Kriegsschiff oder zum mindesten eine ganz wilde Piratenbrigg zum Vorschein kam. Die Passagiere stürmten die Kais, als handle es sich um einen verwegenen Handstreich auf die Stadt, und ihre Kriegsrufe versprachen, „das alte Nest nun mal ordentlich auf den Kopf zu stellen". Auf der anderen Seite aber schien Havanna auf solch einen Sturm nicht unvorbereitet zu sein und seine Streitkräfte tüchtig verteilt zu haben.

Hoteldiener, Taxichauffeure und Fremdenführer drangen mit zerrendem Eifer und zermürbendem Wortschwall auf die amerikanischen Gäste ein, und Kerle aller möglichen Hautfarben vom tiefsten Beinschwarz bis zum hellsten Zitronengelb, daß sich bei ihrem bloßen Anblick das Zahnfleisch zusammenzog, machten sich mit unverschämtem und absolut eindeutigem Augenzwinkern an die Herren heran und versicherten, die Schlüssel zu den außerordentlich irdischen Paradiesen Havannas zu besitzen.

Pst, pst — langsam, langsam — alles zu seiner Zeit! Zunächst wollen wir mal ein wenig über die Korsos bummeln, die Zigarren durchschmecken, die doch hier an den famosen Zigarrenbäumen wachsen, he — und auch einen verlöten, oder zwei. — Und später erst, wenn wir die teure Gattin durch die Basare geschleppt und rechtschaffen müde gemacht haben, so daß sie nach dem Gutenachtküßchen rasch und sanft entschlummert, dann hallo, dann werden wir uns auf leisen Sohlen noch einmal verdrücken, siehst du, und dann, meine verehrten gelben Herren, können wir ja mal weiterflüstern . . .

Für ein paar Vormittagsstunden beherrschten die Amerikaner das Stadtbild. In Gruppen, die noch die kurzlebige — und in manchen Fällen lebenslängliche — Bordfreundschaft zusammenkittete (die „Queen of Havana" hieß nicht umsonst das „Verlobungsschiff") schlenderten sie durch die Straßen, die weniger heiß als hell waren, und belebter, als man es selbst von Newyorker Verhältnissen her gewöhnt war. Sie brachen wie Wespen über die Hotelbars her, lärmten, waren lustig, und wurden dank der Einkaufswut der Damen ein leichtes Opfer der Händler. Ließen sich übers Ohr hauen und mit Dingen bepacken, die man nirgends unterstellen und niemals verwenden konnte: Sombreros von dem Dachumfang eines mittleren Einfamilienhauses, geflochtene Körbe, die später in den engen Kabinen zu verfluchten Hindernissen wurden, bis man sich endlich doch entschloß, sie in einer mondlosen Nacht heimlich zu ersäufen, Schildpattkämme, Fächer, Mantillas, schreiend bunte Tücher und Webereien, Schmuck und Schlangenhäute, lauter Schund, den man in jedem Trödlerladen von Hoboken für ein Zehntel der hier verlangten Preise erstehen konnte. Aber weiß der Teufel, weshalb man sich von diesen braunen Kerlen fast mit Begeisterung anschmieren ließ. Färbte die Sonne Kubas die Dinge bunter und schöner? Narkotisierte das Geschwätz der Händler? Oder lag es an der unnachahmlichen Grazie, mit der die dunkelhäutigen, schwarzäugigen Frauen die billigen Stoffe durch die schmalen Finger gleiten ließen? Man wurde nicht müde, zu sehen, zu feilschen, zu kaufen.

Auf der verlassenen „Queen of Havana" surrten inzwischen Staubsauger und Parkettbohner. Die Vorräte an Fleisch, Geflügel und Früchten wurden ergänzt, und der Zahlmeister bekam das tolle Kunststück fertig, die abgefeimtesten und hartnäckigsten kubanischen Händler erbarmungslos fast auf Selbstkostenpreise herunterzudrücken. Und chinesische Boys schleppten in riesigen Ballen die gebrauchten Tafeltücher und Bettbezüge in die Wäschereien.

Dieses geschäftige Treiben an Bord benutzte Alice, um das Schiff gegen Mittag fast unbemerkt zu verlassen. Ihr Auszug glich einer Flucht. Den Koffer mit ihren gesamten Habseligkeiten führte sie mit sich. Fräulein König hatte ihr ein Hotel empfohlen, das von einem dänischen Ehepaar namens Ohlsen, ruhigen und anständigen Leuten, geführt wurde und in der Vorstadt Jesus del Monte lag. Sie nahm ein Taxi und fand sich nach kurzer Fahrt in dem bezeichneten Hause, Hotel San Antonio, ein, wo sie ein Zimmer im ersten Stockwerk nahm, dessen Fenster auf die Docks und Lagerhäuser der Bai von Casablanca hinüberschauten.

Sie verriegelte die Tür und ließ die weißgestrichenen Holzjalousien zum Schutz gegen die unerträglich stechenden Sonnenstrahlen herunter. In dem Halbdunkel summten Moskitos in beunruhigend hohem Bogenstrich. Das Bett war hart und matratzenlos; das Kissen ein puddelliger, glühender, mit Wolle gestopfter Keil, der nach kurzer Zeit durch den Aufdruck des Kopfes eine tiefe und feste Höhlung bekam, die man durch Herauszupfen der Fasern aus der Umgebung wieder auffüllen mußte.

Vielleicht gab es ruhigere Häuser in Havanna. Das Hotel San Antonio stand wie ein Felsen in einer Brandung ewigen Lärms, die nie, niemals verstummen wollte und sich gegen die Abendstunden und zur Nacht hin, wenn der Wind die ärgste Hitze löschte, nur noch zu verstärken schien. Autohupen, Rufe der Orangenverkäufer, polternde Karren, klappernde Hufe, Treibergeschrei, Negergezänk, das immer so klang, als ob die schwarzen Kerle Halsschmerzen hätten, ohrenbetäubendes Eselgebrüll, und dazwischen, als die Sonne hinter dem rosigen Kastell über dem Hafen versunken war, auf dem Dachgarten über der Decke ihres Zimmers Gesang, Stampfen und klirrende Gitarrenmusik in dem fremdartigen, feurigen Rhythmus havannesischer Jotas und Fandangos.

Sie war so erschöpft. Wie ausgeblutet. Und fand keinen Schlaf. Die Stunden bis zum Abend vergingen wie ein fiebriger, zerhackter Traum und erschienen so leer, als wären ihre Gedanken durch das Umdrehen eines Kontaktes für immer ausgeschaltet worden.

Howard —? Wenn jemand seinen Namen genannt hätte, sie hätte sich besinnen müssen, wer das war... wann das war... Newyork, Lawton, ihr stilles Leben zwischen den sanften Gesichtern gotischer Madonnen, vergilbten Handschriften, erblindetem Gold. Wann war das gewesen? Gestern noch? Oder waren es Jahre die dazwischenlagen? —

Man klopfte an ihrer Tür. Ein kreolisches Mädchen stellte ein Tablett voll Speisen neben ihr Bett, grinste freundlich, da sie sich sonst mit Alice nicht verständigen konnte, und verschwand wieder. Die Dänen, die das Hotel führten, schienen sich an die Landesverhältnisse gewöhnt zu haben. Die Speisen waren ungenießbar scharf gepfeffert. Sie brannten einfach Löcher in jede europäische Zunge. Alice ließ das Tablett unberührt stehen. Sie hatte keinen Hunger — sie war ja nur müde, erbarmungswürdig müde.

Da wurde die Tür zum zweitenmal geöffnet — Dexter stand in ihrem Rahmen. — Weiß der Teufel, wie er Alices Aufenthalt aufgespürt haben mochte. Auf keinen Fall durch eine Indiskretion von Fräulein König. Vielleicht hatte er am Hafen so lange gewartet, bis Alice das Schiff verließ, und später den Taxichauffeur ausfindig gemacht, der sie ins San Antonio gefahren hatte. — Er kam herein, als würde er erwartet. Seinen hellgrauen Hut schnippte er mit dem Mittelfinger ins Genick hinein.

„Nettes, ruhiges Haus, Liebling" sagte er strahlend, und sein Atem roch stark nach Alkohol, „hast du glänzend ausgesucht, hätte ich nicht besser machen können."

Sie wandte ihm langsam das Gesicht zu und sah ihn an, als müsse sie sich auch bei ihm besinnen, wer er sei. Und ihr Blick blieb leer und ausdruckslos.

Er lüftete eine Jalousie ein wenig und spähte auf den Balkon und die Straße hinaus: „Verdammt praktisch, so ein Balkon" sagte er lobend, „luftig und hoch, aber nicht so hoch, daß man sich die Beine bricht, wenn man partout mal gezwungen ist, dieses liebliche Asyl ein bißchen hoppla zu verlassen, unberufen, toi, toi! Ich habe mir übrigens das Zimmerchen neben deinem genommen. Nun, Kleine, was sagst du — ist es nicht prachtvoll, dieses Städtchen? — Oh, ich glaube, wir werden hier lustig leben können" er klopfte sich gegen die Brust, wo er seine Brieftasche trug, „sie ist respektabel angeschwollen. Hätt' ich nie im Leben gedacht, daß deine „Morgengabe" einen so anständigen Erlös bringen würde; viele, viele Scheinchen, und nicht einmal der allerkleinsten Sorte . . ."

Er zündete sich eine Zigarette an und zog den Rauch in langen, genußvollen Zügen ein. Alice schwieg. Ihrem völlig starren, zur Decke gerichteten Blick war nicht anzusehen, ob sie seine Worte überhaupt gehört, und wenn schon gehört, ob sie sie verstanden hatte.

„Hm — Newyork war nicht schlecht. Die Luft war auf jeden Fall kühler, — aber der Boden, Liebling, verstehst du, der Boden war etwas heiß geworden für mich. Hier ist es umgekehrt, heiße Luft, aber der Boden brennt nicht unter den Sohlen. Hab' ich ganz hübsch gesagt, wie?" Er kicherte und kostete mit dem Finger etwas von den erkalteten Speisen.

„Nur das Essen, brrr — ich habe mir heute fürchterlich den Schlund verbrannt. Ich glaube, ich werde mich nicht so rasch dran gewöhnen können. Du wirst ab und zu Hausfrau spielen müssen, Liebling . . . eh, du verstehst doch hoffentlich ein wenig von der edlen Kochkunst, wie?"

Sein angetrunkenes Geschwätz plätscherte über Alice hinweg, ohne sie zu treffen.

„Aber sonst gefällt es mir ausgezeichnet hier. Das Land atmet, jawohl, es lebt. Und die Frauen — verzeih, bitte, wenn ich von den Frauen spreche, du weißt, daß ich nur dich liebe — aber hol's der Teufel, sie haben Temperament. Ich habe im „Kolibri" getanzt — entschuldige tausendmal, aber das Leben war nicht lustig in den letzten Tagen — und dabei verlor meine Tänzerin etwas. Nie im Leben erräist du, was sie verlor — aus ihrem Strumpf, um es genau zu sagen. Nun? — — Einen Dolch! Ein Stilett mit fingerlanger Klinge! Aber höllisch scharf und spitz, wie ein Schlangenzahn. Donnerwetter, das sind Weiber hier, was? Hier wird kein Mann seinem sweetheart untreu — glaubst du es mir?"

Er warf den Zigarettenrest auf den Fußboden und trat die Glut mit der Fußspitze aus. Er schwankte dabei, und in seinen Augen war der gläserne Glanz schwerer Trunkenheit.

„Paß auf, Alice — wir wollen es uns heute lustig machen. Ich habe Stimmung, Stimmung für zehn Personen. Mach dich fein, Liebling — vielleicht ziehst du das blaue Taftkleid an, das ich so gern habe, ja, das blaue Taftkleid — ich geh' jetzt rüber und werf' mich auch in Schale, und dann —", er rundete den Arm um eine Tänzerin und wiegte den Oberkörper.

„Also, Liebling, bis dahin!" Er warf ihr einen Handkuß zu und entfernte sich pfeifend.

Alice sprang auf. Sie stemmte sich mit ihrem ganzen Gewicht gegen die Tür, nachdem sie den Schlüssel umgedreht und den Riegel vorgeschoben hatte, eilte zu den Fenstern, befestigte die Jalousien in jagender Eile und mit fliegenden Händen, als sichere sie sich gegen einen Überfall. Und plötzlich, mitten im dunklen Zimmer, stürzten ihr die Tränen aus den Augen. Die versiegten Tropfen brachen hervor wie ein Strom aus einer lange verschütteten Quelle.

*

Peggy hatte allen Grund, von der Großzügigkeit und dem Charme ihres großen Bruders entzückt zu sein. Er hatte ihr nicht zuviel versprochen, vor allem aber besaß Howard jetzt etwas, was sie in Newyork nie an ihm gekannt hatte — Zeit! Es gab keine Termine, die eingehalten werden mußten, es gab kein Telephon und es gab keinen anderen Menschen, für den Tom da zu sein brauchte, als Peggy. Sie hätte mit gutem Grund glücklich sein dürfen, wenn nicht eben doch eine andere dagewesen wäre, ein blondes, schönes Mädchen, dessen Name sie nie erwähnen durfte und an das Tom doch ununterbrochen dachte, auch wenn er ihr ein altes Tor zeigte oder auf die Blütenkaskaden eines ummauerten Gartens wies.

Sie hatten die Stadt durchbummelt, sie waren im Wagen ein gutes Stück hinausgefahren, auf sonniger Straße, sie hatten irgendwo in einem altspanischen Gasthaus gegessen und Peggy bekam Gerichte zu kosten, die sie bisher nie gekannt hatte, aber dennoch. Alice war zwischen ihnen. Überall gab es einen Sitz, einen Stuhl, auf dem man sie sich denken konnte, und einmal hatte Tom zum Wein drei Gläser gefordert und er war ganz blaß gewesen, als er seinen Irrtum verbesserte. Drei Gläser! Eines für sich, eines für die Schwester, das dritte aber für Alice! Und dann die Geschichte mit den Blumen. Jetzt, während der Rückfahrt dachte Peggy wieder daran. Sie dachte an das schmale kindhafte Kreolenmädchen, das mit einem großen Blumenkorb plötzlich vor ihnen stand, um in einem schüchternen Englisch zu versichern, daß keine Liebe ohne Blumen sein dürfe.

„Geben Sie her!" hatte Tom gerufen und in den Korb gegriffen und das schlanke Kind war bereits wieder weit weg, ehe er aus seiner Versunkenheit aufschreckte um Peggy die Blüten zuzuschieben.

„Für dich, Peggy."

Mit einem Dankwort hatte sie sie genommen, aber so jung sie war, sie hatte es doch gewußt, daß diese Worte ihres Bruders eine liebe und entsetzlich traurige Lüge waren. So hatte er es später auch nicht bemerkt, daß sie die Blüten liegenließ, die Blüten, die sie geschenkt bekommen hatte, und die doch einer anderen gehörten.

Alice . . .

Peggy dachte an sie und Tom Howard mußte sich zusammennehmen, um nicht zuweilen ihren Namen in Qual und Schmerz hervorzustoßen. Mein Gott! dachte er, wie habe ich dieses Mädchen geliebt! Er versuchte an andere Frauen zu denken, denen er einmal nahegestanden hatte, aber es kam ihm kaum mehr als ein schemenhaftes Erinnern. Ja, auch früher hatte es Enttäuschungen gegeben, hatte ein Mensch nicht das gehalten, was er von ihm erhofft hatte, aber wie belanglos war all das gewesen, wenn man an Alice dachte, an den Abend, als er sie zuerst gesehen und dann an das Radiogramm, das ihn wie ein Blitz getroffen.

bedaure Ihnen drahten zu müssen, daß Miß Alice eine Diebin . . .

Ja. Und „unwiderlegbare Beweise" — unwiderlegbare Beweise! Wenn ein Mann wie Lawton derlei funkte, so war ein Irrtum ausgeschlossen. Schließlich mußte Lawton ahnen, was ihn an Alice band und wahrscheinlich hatte er das Kabel weniger in der Hoffnung, sein gestohlenes Gut zurückzuerlangen, gesandt, als mit der guten Absicht, Howard vor Verlusten zu bewahren.

Sehr lieb, Lawton, nur zu spät! Was mir Alice nahm, das kann mir keiner ersetzen. Ich bin ein alter Mann darüber geworden, und wenn ich heute abend in den Spiegel sehe, so würde ich mich nicht wundern, wenn mein Haar plötzlich weiß geworden sein sollte.

Wahrlich, es wäre nicht schwer, den Revolver hervorzuholen und Bilanz zu ziehen, nur daß da dies Kind ist... Dies Kind, das mit so brennenden Augen in die Welt sieht und sich von ihr noch Wunderdinge erhofft, auch wenn es der kleinen Peggy nicht erspart geblieben war, zu erfahren, daß Mr. Bailie bereits Papa einiger reizender Gören war und ihrer Liebe durchaus nicht bedurfte, oder wenn sie erleben mußte, daß ein eleganter Halunke, der den Filmstar mimte, nichts anderes als ein Hochstapler war, ein Juwelendieb und Alices Komplice.

(Fortsetzung folgt.)

Räuber bauen eine Eisenbahn.

Von Harry v. Hafferberg.

Eine strategische Bahnlinie.

Die „Peschawar-Front", an der bergigen, wildromantischen afghanischen Grenze, ist seit jeher der unruhigste Landstrich von allen schwer zu verwaltenden Gebieten des indischen Kaiserreichs gewesen, denn hier herrschen unumschränkt die kriegerischen und raublustigen afghanischen Bergstämme. Die „Peschawar-Front" ist aber auch der wichtigste Grenzabschnitt im Nordwesten Britisch-Indiens, weil von hier der Weg durch den Khaibar-Paß nach Kabul, Persien, Kleinasien und — nach Moskau führt. Kein Wunder, daß es Englands sehnlichster Wunsch war, an diesem bedeutsamen Torweg eine Eisenbahnlinie zu bauen, die in strategischer und wirtschaftlicher Hinsicht ungeheure Vorteile mit sich bringen mußte. Allein das war mit vielen Schwierigkeiten verbunden . . .

Nicht zuletzt waren große bautechnische Hindernisse zu überwinden, denn steile Berge erheben sich zu beiden Seiten des Khaibar-Passes, die — in einer ungeheuren Ausdehnung — zuweilen eine Höhe bis zu viertausend Meter erreichen und durch deren Spalten und Schluchten schneegespeiste Gießbäche schäumen. Oft gleichen die Bergstöcke einer Bienenwabe, mit ihren zahlreichen Schlupfwinkeln und tiefen Höhlen. In dieser bunten Bergwelt aber leben die kriegerischen Afghanen (oder Pathans, wie sie sich selbst nennen), die dem Eisenbahnbau feindlich gegenüber stehen. Jedes ihrer Dörfer hat eine Streitmacht, jedes einzelne Haus aber ist eine Festung, die aus Türmen, hohen Mauern, unterirdischen Gängen, Zugbrücken usw. besteht, und jeder einzelne Bergbewohner ist ein Krieger, ein Politiker und ein Theologe. Sie sind stets zu Raubzügen, Überfällen oder zum „Heiligen Kriege" bereit, sobald ein Mullah den Kampf gegen die Engländer predigt.

Die Eisenbahn durch den Khaibar-Paß war aber von einer so ausschlaggebenden Bedeutung, daß sich England im Jahre 1896 dazu entschloß, eine Strafexpedition zu den Pathan-Stämmen zu entsenden, um endlich Ruhe und Ordnung an der Grenze zu schaffen und gleichzeitig das Gelände für den Eisenbahnbau zu erforschen.

Die Niederlage im Mamund-Tal.

So marschierten die anglo-indischen Truppen, bestehend aus einer Brigade britischer und indischer Infanterie, einem Kavallerieregiment und einer Gebirgsbatterie, in das Mamund-Tal ein. Dieses Tal, einst ein See von 10 Kilometern Breite, ist eine völlig ebene Fläche, ringsherum von hohen Bergen umgeben. Das Bild des Heerlagers, mit den großen Geschützen, Pferden, Eseln, Kamelen usw., übte eine äußerst kampflustige Stimmung auf die unerschrockenen Pathan-Stämme aus. Sie kamen in der Nacht die Berge heruntergestürmt, versteckten sich hinter Felsen und in Spalten und begannen zu schießen. Wohl erwiderten die Engländer das Feuer, aber es blieb völlig wirkungslos, da sie in der Dunkelheit nichts weiter sehen konnten, als nur die aufflammenden Salven aus den Steinschloßflinten der Eingeborenen. Drei Stunden lang feuerten die Pathans auf die dichten Reihen der Menschen und Tiere, und das kostete den Engländern vierzig Offiziere und Soldaten, außerdem eine große Anzahl Pferde und Lasttiere.

Die Engländer schwuren bittere Rache. Die Ernte sollte vernichtet, die Wasserbehälter sollten zerstört, die Häuser verbrannt und jeder einzelne, der Widerstand leistete, niedergeschossen werden. Aber es kam ganz anders. Die anglo-indischen Truppen erlitten auf der ganzen Linie eine vernichtende Niederlage, und es blieb ihnen nichts weiter übrig, als das Mamund-Tal so schnell wie möglich wieder zu verlassen. Damit mußte auch der so großartig durchdachte Plan eines strategischen Eisenbahnbaus durch den Khaibar-Paß aufgegeben werden.

„Unsere Truppen sind in diesem unwegsamen Gebiet den Eingeborenen schutzlos ausgeliefert" — berichteten die britischen Generale —, „der Bau einer Eisenbahn zur afghanischen Grenze ist infolgedessen nicht zu verwirklichen."

„Es ist unmöglich" — sagten die englischen Ingenieure —, „denn die Bauschwierigkeiten sind unüberwindlich."

Die List des Ingenieurs Bayley.

Jahre vergingen, bis schließlich der Weltkrieg vier Änderungen brachte: den Untergang Rußlands, den Krieg mit Afghanistan, die militärische Besetzung des Khaibar-Passes und — das Erscheinen des Ingenieurs Bayley. Bayley vollbrachte nun das, was britische Generale, Diplomaten und Ingenieure nicht für möglich hielten. Er untersuchte zunächst sorgfältig den „unüberwindlichen Khaibar-Paß und entwarf die genaue Skizze einer 35 Kilometer langen Zahnradbahn, die über die Höhe des Passes zur afghanischen Grenze führen sollte. Um einen allzu steilen Aufstieg zu vermeiden, sollten 14 Tunnels von insgesamt 8½ Kilometern Länge durchgeschlagen werden. Die Khaibar-Eisenbahn sollte somit eines der schwierigsten und gefährlichsten Ingenieurwerke des 20. Jahrhunderts werden.

Die neuen Männer gingen entschlossen an die Arbeit, doch wieder stellten sich ihnen die Pathan-Stämme in den Weg. Da entschloß sich Bayley, in die Höhle des Löwen zu gehen, um zu sehen, ob nicht mit Vernunft oder List ein Übereinkommen erreicht werden könnte.

„Ich bin ein Eisenbahnbeamter" — begann er, als er vor Sher Ali Khan, einem der einflußreichsten Häuptlinge der Pathans, stand —, „und ich bin zum Khaibar gekommen, um eine Eisenbahn zu bauen."

„Ausgeschlossen!" erwiderte der Häuptling kalt, und die Stammesältesten sprangen von ihren Sitzen, schwangen die Gewehre in der Luft und riefen: „Das bedeutet Krieg!"

Bayley aber begann ihnen die Vorzüge einer solchen Eisenbahn zu erklären, doch die Gesichter der Pathans blieben finster und hart. Da griff der Ingenieur zum letzten Mittel.

„Es gibt hier noch einen Vorzug, von dem ich bisher nicht gesprochen habe, sagte Bayley mit einem lustigen Zwinkern. „Die Berge sind steil, und die mit teuren Waren reich beladenen Züge werden nur sehr langsam fahren können, dicht an euren Häusern vorbei. Denkt an die günstige Gelegenheit, die Züge zu überfallen und auszurauben . . ."

Die Wirkung dieser Worte auf die räuberischen Bergbewohner war überwältigend. Sie sprangen von ihren Sitzen, schwangen ihre Gewehre abermals in der Luft und riefen begeistert: „Ja, baut die Eisenbahn, wir erlauben es euch!"

Die Pathans bauen!

Von diesem Tage an waren die Stammesmänner von Sher Ali Khan gute Freunde mit den englischen Ingenieuren. Sie übten auch einen großen Einfluß auf die Haltung mehrerer anderer Stämme am Khaibar aus, so daß die Arbeit zur Freilegung und Ebnung der Eisenbahnstrecke bald in vollem Gange war. Ja, die Pathans waren so ungeduldig, die Eisenbahn fertigzustellen und die mit teuren Waren reich beladenen Züge den Khaibar herauffahren zu sehen, daß sie Arbeiter aus ihren eigenen Reihen der Eisenbahnverwaltung zur Verfügung stellten und bewaffnete Wächter auf die Kämme postierten, um die Ingenieure zu schützen.

Eine Bande von 570 bis an die Zähne bewaffneten Schützen war nun eifrig damit beschäftigt, beim Klippensprengen, Tunnelbohren und Brückenbau zu helfen. Und diese seltsame Truppe wurde weder von der britischen Militärbehörde noch von der Eisenbahnverwaltung besoldet. Oft schossen die Pathans zu Tausenden, wie die Raubvögel, die hohen Berge hinunter, wenn Gerüchte auftauchten, daß feindliche Stämme aus Tirah einen Überfall auf die Eisenbahn planten. Allerdings konnten die Pathans das Rauben auch in Zukunft nicht lassen, und oft verschwand wertvolles Material, Handwerkszeug usw., das in dieser einsamen Gegend nur schwer zu beschaffen war. Auch Lasttiere, Waffen und Munition wurden in der Nacht von den Stammesmännern fortgeschleppt, doch darüber verlor niemand ein Wort.

Und dann begannen die eisernen Schienenbänder sich langsam über Berge und Täler zu legen. Sie erreichten den Khaibar-Paß bei Jamrud und nahmen ihren gewundenen Weg weiter zum Barley Ridge Fort. Fünfzehn Jahre vorher wurde dieses Fort von den Pathans im Sturm genommen, und die englische Besatzung fiel bis auf den letzten Mann. Dann schoben sich die Gleise weiter nach Shaghai, zum Fort Ali Marjid und schließlich auf die Höhe des Passes, nach Landi Kotal. Auch Landi Kotal wurde im Jahre 1897 von den Eingeborenen erstürmt, und die Besatzung mußte das Schicksal ihrer Kameraden von Barley Ridge teilen.

Nach fünf Jahren Bauzeit verließ eines Morgens ein festlich geschmückter Eisenbahnzug Peschawar. Langsam dampfte die Lokomotive die Gleise hinauf, durch Tunnels und über Viadukte, bis an die Spitze des Khaibars. Das Werk war vollbracht. Dank der List eines Ingenieurs!

Brautwerbung durch den Rundfunk.

Eine der eigenartigsten Brautwerbungen wird in diesen Tagen von dem Radiosender Pernambuco veranstaltet. Drei Monate hindurch wird für eine größere Anzahl von Pflanzern und Viehzüchtern durch das Radio nach geeigneten Bräuten gesucht. Die „Radiobräute" sollen nicht unter 1,50 Meter und nicht über 1,75 Meter groß sein, sie sollen möglichst gesunde Zähne und im Kochen, Schneidern und der Landwirtschaft einige Erfahrung haben. Etwas Kenntnis der portugiesischen Sprache ist erwünscht, aber nicht Bedingung, da, wie der Sender Pernambuco durch den schmunzelnden Ansager bekanntmachen ließ, „die Verständigung zwischen heiratslustigen Leuten doch mündlich vonstatten geht."

Die Werbung erinnert sehr an die „Briefbräute" Australiens. Um die Jahrhundertwende herum machte sich in dem damals unerhört aufblühenden Lande ein außerordentlicher Bedarf an Frauen geltend, den die Farmer und Kolonisatoren des jüngsten Erdteils durch „Briefheiraten" abzuhelfen verstanden. In den großen englischen Tageszeitungen erschienen regelmäßig in den Sonntagsnummern große Anzeigen eines neugegründeten australischen Heiratsbureaus, das junge Mädchen für Farmer nach Australien suchte. Der Heiratslustige deponierte bei der Heiratsvermittlung einen bestimmten Betrag, der zur Reise und für einige Anschaffungen gelten sollte, und die Annoncen suchten nun für den Farmer X. Y. Z. — „2000 Schafe und 100 Acker Land" — eine Frau.

Die „Australienfrauen" wurden bereits vor der Ausreise auf dem Brautdampfer „Oceanic", durch einen Geistlichen getraut, d. h. die Namen der Braut und des Mannes wurden aufgerufen und die Eheschließung trotz Abwesenheit des Mannes verkündet. Eine Statistik, die 1910 vom Australischen Einwanderungsamt aufgestellt wurde, bewies, daß 98 vom Hundert der auf diese Art geschlossenen Ehen glücklich ausgingen. Hoffentlich ist den brasilianischen „Radiobräuten" ein gleiches schönes Schicksal beschieden.



Bunte Chronik



Hungertod eines alten Schauspielers.

Aus Budapest wird von dem tragischen Ende eines 46jährigen Schauspielers berichtet. Der alte Mann, der in Friedenszeiten Mitglied des Königstheaters war, geriet in den letzten Wochen in immer größere Not. Er nächtigte bei unbekannten Leuten, die ihm aus Barmherzigkeit ein Obdach gewährten. In einer Nacht mußte er auf einem Tisch schlafen, da kein Bett für ihn zur Verfügung war. Als sein Gastgeber am nächsten Morgen nach dem Schauspieler sah, war dieser inzwischen gestorben. Die Obduktion der Leiche ergab als Ursache des Todes: Entkräftung durch Hunger und Not.

*

Kohlenmänner — ganz in Weiß!

In mehreren amerikanischen Städten kommen jetzt die Kohlenmänner in blütenweißer Kleidung in die Häuser und laden dort ihre schwarze Ware ab. Das ist nun kein verspäteter Faschingsscherz, sondern reine Wahrheit. Man verkauft neuerdings die Kohlen in durchsichtigen Folien. Diese Packung hat den Vorteil, daß die Hausfrau beim Bedienen und Anheizen eines Ofens keine schmutzigen Hände mehr bekommt, auch läßt sich die Kohle nunmehr im Keller sauber stapeln. Und die weißen Kohlenmänner bezeugen schon durch ihr sauberes Äußeres die Zweckmäßigkeit dieser Verpackungsart.



Lustige Ecke





„Schau, Papa, Elsie hat mir aus dem Radioapparat eine feine Puppenstube gemacht!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.